

Juden in deutschen Armeen – Teil meiner Familiengeschichte

Anrede,

wenn mir jemand am 03. Oktober 1966 gesagt hätte, dass ich der Ehrenvorsitzende des "Bund jüdischer Soldaten" sein werde und vor einem Publikum bestehend aus dem Generalinspekteur der Bundeswehr, dem Inspekteur des Heeres und vielen anderen bedeutenden Persönlichkeiten einen Vortrag halten soll, so hätte ich dies sicherlich in den Bereich der Fabel verwiesen. 41 Jahre und 6 Wochen später stehe ich nun vor Ihnen. Von den damals gleichaltrigen Juden in der Bundesrepublik Deutschland wurde ich für verrückt gehalten, weil ich freiwillig zur Bundeswehr ging. Als Kind von Verfolgten des Naziregimes hätte ich mich jederzeit freistellen lassen können. Ich wollte nun aber zwei Jahre meines kostbaren Lebens in einer Institution verschwenden, die viele Juden noch mit der Wehrmacht des Dritten Reiches gleichsetzten. Und aus diesem "Verrückten" ist inzwischen – auch mit seiner Bundeswehrvergangenheit und dem steten Bemühen, Juden und Bundeswehr, jüdische Verbandsführung und die Führung der Bundeswehr zusammenzubringen – immerhin der dienstälteste Verbandsvorsitzende eines jüdischen Verbandes geworden.

Ich kann mir vorstellen, lieber Herr Hauptmann Berger, dass Sie und Ihre Kameraden bei der Gründung des "Bund jüdischer Soldaten" so ähnlich fühlten, wie ich damals, wenngleich ich wohl der erste nachkriegsgeborene Jude bin, der freiwillig zur Bundeswehr ging und Sie immerhin wussten, dass es neben Ihnen noch einige Bundeswehrsoldaten jüdischen Glaubens in der Bundeswehr gibt. (Gratulation zur Gründung – Bedeutung des Verbandes)

Ich habe meine zwei Jahre bei der Bundeswehr, dem Fallschirmjägerbataillon 313 in Wildeshausen, nie bereut.

Seit 41 Jahren hat sich sicherlich vieles in unserem Staate, in der Bundeswehr, in der Gesellschaft verändert. Die Bundeswehr ist und bleibt aber ein Spiegelbild unserer Gesellschaft. Und in diesem wohl demokratischsten Deutschland das es jemals gegeben hat, habe ich mich stets wohl gefühlt. Auch oder gerade mit meinen Erfahrungen aus 30 Jahren ehrenamtlicher Tätigkeit im Zentralrat der Juden in Deutschland, im Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen und in vielen anderen jüdischen und nichtjüdischen Verbänden.

Bei der Vorbereitung meines Beitrages für die heutige Veranstaltung ist mir diese zeitliche Dimension eigentlich erst recht bewusst geworden. Natürlich merkt man an seinen erwachsenen Kindern, seinen Enkeln, dem Tod von Elternteilen, dass man älter geworden ist, aber 41 Jahre ...

Erinnern Sie sich noch an den Oktober 1966?

Am 01.10.1966 werden zwei Altnazis, Baldur von Schirach und Albert Speer, nach 20jähriger Haft in Spandau aus der alliierten Haft entlassen.

Aber auch:

Am 04.10.1966 wird ein Rostocker Bürger zu 10 Monaten Haft verurteilt, weil er ungestempelte Briefmarken Freunden in die Bundesrepublik schickte. Auch dieses Unrecht sollten wir nicht vergessen, wenn gleich das Unrecht der SED-Diktatur aus meiner Sicht eine andere Dimension hat. Die derzeitige Diskussion über die Gleich-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

MICHAEL FÜRST,
EHRENVORSITZENDER DES
BUNDES JÜDISCHER SOLDATEN

18. November 2007

www.kas.de

stellung zweier Unrechtssysteme verstört mich daher. Für viele ist sie eine hochwillkommene Ablenkung von der Verantwortung, die uns Deutschen aus dem nationalsozialistischen Unrecht erwachsen ist.

Der 03.10. ist der Beginn der Bundeswehrkarriere von ca. 90 jungen Männern aus allen gesellschaftlichen Schichten aus ganz Deutschland in der Ausbildungskompanie 6/11 in Wildeshausen bei Bremen beim Fallschirmjägerbataillon 313, insbesondere startet hier die militärische Karriere eines Mannes, der heute unter uns weilt, Generalleutnant Hans-Otto Budde, Inspekteur des Heeres.

Lieber Hans-Otto, unsere Stuben lagen nach meiner Erinnerung schräg gegenüber und wie hieß es so schön? Fallschirmjäger sind Diamanten und Diamanten müssen geschliffen werden. Was war da schon Nagold gegen Wildeshausen? Ich erinnere mich gleichwohl, aber ohne Verklärung, gerne an die gemeinsame Zeit.

Junge Männer, die gerade als Abiturienten aus der Schule entlassen worden waren oder andere, die bereits selbständig im Beruf standen als Lehrer, Masseure, Schlosser und teilweise schon eigene Familien hatten. 1966, das war die Zeit in der man als Abiturient entweder freiwillig zur Bundeswehr ging, man erhielt sein erstes richtiges Geld, kein Taschengeld mehr und als Fallschirmjäger sogar noch 150,00 DM Springerzulage dazu oder man versuchte sich zuvor nach Berlin abzusetzen, um sich so vor dem damals 18monatigen Wehrdienst zu schützen.

Wir waren eine 15köpfige Abiturientenklasse und davon gingen 11 als Z 2 zur Bundeswehr, einer verdingte sich für vier Jahre und ein weiterer ging zum Bundesgrenzschutz. 13 von 15, aber darunter sicherlich kein Militarist, wie man meinen könnte. War das also nur der Gruppenzwang, der mich veranlasste, ebenfalls als Freiwilliger zur Bundeswehr zu gehen? Zumindest war mir zum damaligen Zeitpunkt nicht konkret bewusst, dass ich nun der erste nachkriegsgeborene Jude war, der zur Bundeswehr ging. Nun lebte ich ja auch in Hannover und nicht in den für damalige Verhältnisse großen jüdi-

schen Zentren wie Frankfurt, Berlin oder München, in denen der Zusammenhalt der jüdischen Jugend bedeutend intensiver war als in der hannoverschen Provinzhauptstadt. Es war auch nicht Trotz oder 'gerade, weil' oder 'Ihr könnt mich alle mal', es war für mich eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die meiner Erziehung entsprach. Aufgewachsen als Deutscher, gleichermaßen aber auch als Jude, aber nicht mit der vorrangig jüdischen Identität, wie bei den Kindern der jüdischen Überlebenden aus Polen oder Russland. Die Familien meiner Eltern liebten sich demgegenüber über zwei Jahrhunderte in Deutschland zurückverfolgen. Ich bin insoweit der Inbegriff eines deutschen Juden, des Jecken. Ich hebe dies durchaus mit Stolz hervor, aber auch deswegen, weil diese Selbstverständlichkeit bedingt durch den 12jährigen Zeitraum von 1933 bis 1945 eben gerade nicht selbstverständlich war und ich in dieser Selbstverständlichkeit, teilweise ganz heftig in die deutsche Selbstverständlichkeit durch antijüdische, antisemitische Vorfälle zurückgeholt wurde. Ich denke dabei z. B. an die Einladung eines der führenden deutschen Neonazis Manfred Röder in die Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg – angeblich hatte keiner von seiner Rolle gewusst - an Angehörige des Wachbataillons, die "Juden vergasen" oder "Jude verrecke" und "Ausländer raus" skandiert haben sollen und andere ähnliche Vorfälle.

Anrede,

Leo Baeck, der bekannte Berliner Rabbiner und spätere Präsident der "Reichsvereinigung der deutschen Juden", sagte nach seiner Befreiung aus Theresienstadt, dass es ein deutsches Judentum nicht mehr gebe. Er hatte zweifelsohne Recht. Das deutsche Judentum, wie er es kannte, gab es nicht mehr und wird es auch nicht mehr geben. Aber ich kann heute, 60 Jahre nach Beendigung des Krieges und des Holocaust, feststellen, dass es wieder eine große Zahl von Juden in Deutschland und darüber freue ich mich besonders, auch bei der Bundeswehr gibt.

Deutscher zu sein oder zu werden, ist aber hinaus nicht nur eine Frage der Staatsbür-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

MICHAEL FÜRST,
EHRENVORSITZENDER DES
BUNDES JÜDISCHER SOLDATEN

18. November 2007

www.kas.de

gerschaft, sondern auch die persönliche Beziehung des Einzelnen zu dem Land und zu den Pflichten, die eine Staatsbürgerschaft mit sich bringt, z.B. die Wehrpflicht oder der Zivildienst.

Selbstverständlichkeiten auch für einen Juden?

Der größte jüdische Friedhof in Deutschland neben Bergen-Belsen, dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers mit seinen Zehntausenden von Toten, ist der in Berlin-Weißensee. Etwa 115.000 Tote sind auf diesem Friedhof bestattet. Die Machthaber des Dritten Reiches ließen dieses Denkmal deutsch-jüdischer Geschichte unangetastet. Berühmte deutsche Juden sind dort begraben, Hermann Tietz, dessen Name mit der Warenhauskette Hertie verbunden ist, Bertold Kempinski, der Begründer der großen Hotelkette, Geisteswissenschaftler, berühmte Physiker, Rabbiner, Menschen mit und ohne Ruhm, unter ihnen aber 395 deutsche Soldaten jüdischen Glaubens.

Viele dieser Gräber symbolisieren das selbstverständliche Bekenntnis zum Judentum und zum deutschen Vaterland, zum Dienst im deutschen Heer. Davidstern und Stahlhelm, hebräische Buchstaben und das Eiserne Kreuz zeugen von der bis 1933 gewachsenen Tradition, wengleich ich mich auch mit dem Begriff der deutsch-jüdischen Symbiose schwer tue, ihn in seiner nachträglichen Überschwänglichkeit überwiegend für falsch interpretiert, mehr für „Deutsch“ gewollt als für „gleichwertig Jüdisch“ halte.

„Juden haben keine Heimat“, meinte demgegenüber der Schriftsteller Joseph Roth, „sie haben nur Friedhöfe“. Vor einem Jahrhundert, im Deutschland des Kaiserreiches und auch noch in der Weimarer Republik, hatten sie eine Heimat. Mehr noch: Seit der Reichsgründung von 1871 gehörten sie zu den Trägern und Gestaltern der modernen Industrienation Deutschland.

In Verwaltung und Wirtschaft, Wissenschaft und Militär waren es häufig deutsche Juden, die den Aufbau vorantrieben und Verantwortung an entscheidender Stelle übernahmen.

Hierher gehören Namen wie Albert Ballin, der Hamburger Reeder und Kaufmann, Max Warburg, der Hamburger Bankier und natürlich auch der Berliner Ingenieur und Großindustrielle Emil Rathenau. Rathenau, der Gründer und jahrzehntelange Chef der AEG, war Vater des nicht minder bekannten späteren Reichsaußenministers Walther Rathenau, dessen politisches Kredo lautete: „Mein Volk ist das deutsche Volk, meine Heimat das deutsche Land.“ Und dennoch wurde er im Juli 1922 von antisemitischen Verschwörern ermordet.

Die jüdischen Bürger hatten Deutschland nicht weniger geliebt als die christlichen. Sie dachten zunächst deutsch und identifizierten sich mit der deutschen Sprache. Theodor Herzls Feststellung schien richtig zu sein: „Wir haben überall ehrlich versucht, in der uns umgebenden Volksgemeinschaft unterzugehen und nur den Glauben unserer Väter zu bewahren. Man lässt es nicht zu. Vergebens sind wir treue und an manchen Orten sogar überschwängliche Patrioten, ... vergebens bemühen wir uns, den Ruhm unserer Vaterländer in Künsten und Wissenschaften, deren Reichtum durch Handel und Verkehr zu erhöhen.“

Aber auch während und nach der Emanzipation in allen Teilen der Bevölkerung, selbst unter den Liberalen, war man weit davon entfernt, den Juden auch nur halbwegs unbefangen zu begegnen. Für viele waren sie trotz aller Emanzipation und ungeachtet des sozialen Status, soweit dabei nur an Besitz und Bildung gedacht ist, Bürger zweiter Klasse geblieben, wie das Pamphlet „Der Mauscheljude“ von 1880 nachdrücklich betont:

„Damit bezeichnet das allgemeine Volksbewusstsein, dessen Ausdruck die Sprache ist, sonnenklar, dass überhaupt alle in Deutschland lebenden Semiten dennoch keine Deutsche, sondern eben nur Semiten, respektive Juden sind.“

Es fehlte sowohl an Unvoreingenommenheit, wie erst recht an gesellschaftlicher Anerkennung, und von wirklicher Chancengleichheit konnte schon gar keine Rede sein. Nicht nur in Regierungssämtern, auch

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

MICHAEL FÜRST,
EHRENVORSITZENDER DES
BUNDES JÜDISCHER SOLDATEN

18. November 2007

www.kas.de

auf hohen administrativen Stellen waren Juden kaum denkbar. Selbst zu militärischen Rängen gelangten sie durchweg nur nach vorheriger Taufe, dem Entrebillet in die deutsche Gesellschaft.

Ganz anders Gabriel Rießer. Er hielt an seinem Glauben fest und wurde der erste deutsche jüdische Richter. Er war der Mann, den die Deutsche Nationalversammlung in Frankfurt am Main mit dazu ausersah, den König von Preußen die deutsche Kaiserkrone darzubieten. Er war einer der frühen großen liberalen Politiker. Sein Verhältnis zu seiner Heimat formulierte Gabriel Rießer so: „Wer mir den Anspruch auf mein deutsches Vaterland bestreitet, der bestreitet mir das Recht auf meine Gefühle, auf die Sprache, die ich rede, auf die Luft, die ich atme. Darum muss ich mich gegen ihn wehren, wie gegen einen Mörder.“

In seiner autobiographischen Schrift „Mein Weg als Deutscher und Jude!“ hat Jakob Wassermann über seine Militärzeit geschrieben:

„Zum ersten Mal begegnete ich (dort) jenem in den Volkskörper gedrunghenen dumpfen, starren, fast sprachlosen Hass, von dem der Name Antisemitismus fast nichts aussagt, weil er weder die Art, noch die Quelle, noch die Tiefe, noch das Ziel zu erkennen gibt.“

Dieser Hass hat Züge des Aberglaubens ebenso wie der freiwilligen Verblendung, der Dämonenfurcht wie der pfäffischen Verstocktheit, der Ranküne des Benachteiligten, Betrogenen, ebenso wie der Unwissenheit, der Lüge und Gewissenlosigkeit wie der berechtigten Abwehr, affenhafter Bosheit wie das religiösen Fanatismus. Gier und Neugier sind in ihnen, Blutdurst, Angst, verführt, verlockt zu werden, Lust am Geheimnis und Niedrigkeit der Selbsteinschätzung. Es ist in solcher Verquickung und Hintergründigkeit ein besonders deutliches Phänomen. Es ist ein deutscher Hass.“

Ob es der Antisemitismus wahr haben will oder nicht, es hat den „deutschen Juden“ gegeben, der nichts als deutsch war und der von dem religiös-orthodoxen Ost-Juden wei-

ter entfernt war, als die Erde von der Sonne. Dieser deutsche Jude stand dem aufblühenden Antisemitismus hilflos gegenüber, er verstand ihn nicht. Doppelt litt er unter der ihm von „seinen“ Deutschen aufgezwungenen Abtrennung, denn er begriff nicht, warum er, der auch im Kriege für sein Vaterland eintrat, plötzlich ausgestoßen wurde. Er, der sich nur noch schwach als Jude fühlte, doch eben in dieser Schwachheit immer noch sein Judentum bezeugte, wurde von der anderen Seite aus dem Verbund des gemeinsamen Volkes ausgeschlossen. Gerade jenes "jüdische Bewusstsein" wurde als "jüdisch Fremde" empfunden und mit dem Ausschluss quittiert.

Die größte Bewährungsprobe für das deutsch-jüdische Miteinander, für dieses ständige Auf und Ab, vielleicht sogar diese neurotische Beziehung, brachte der 1. Weltkrieg. Als er ausbrach, teilten auch Deutschlands Juden die allgemeine patriotische Begeisterung.

Der Dank des Vaterlandes war den 12.000 jüdischen Gefallenen des 1. Weltkrieges gewiss. Der Dank, der darin bestand, dass man die klügeren Überlebenden zur Emigration zwang, den Uneinsichtigen jedoch den Tod durch Vergasung, Verhungern oder Erschlagen bescherte.

Uneinsichtigkeit? Waren jene, die bis zum bitteren Ende bleiben, die sich zu spät zur Emigration entschlossen, uneinsichtig?

War mein Großvater, der neben seinen Brüdern und Cousins im 1. Weltkrieg gekämpft hatte, war er uneinsichtig?

Zweifelsohne nicht: Er war doch Deutscher, sie alle hatten doch ihr Blut, ihre Brüder, Väter und Söhne im Felde für das Vaterland gelassen. Wo war da die Veranlassung, die Notwendigkeit, von hier wegzugehen. Mit dem „ewigen Juden“, der von den Plakaten herabstarrte, waren doch nicht sie gemeint. Sie sahen doch genauso aus wie ihr Nachbar, ihr Berufskollege, ihr Fußball-Kamerad! Die Hass-Tiraden des „Stürmers“ konnten sich doch nicht auf den jüdischen Soldaten beziehen: feige, dreckig, hinterhältig! Sie wussten es doch besser, hatten sie doch

BERLIN

MICHAEL FÜRST,
EHRENVORSITZENDER DES
BUNDES JÜDISCHER SOLDATEN

18. November 2007

www.kas.de

genauso wie ihre Kameraden gekämpft und gelitten!

Sie hatten die allgemeine patriotische Begeisterung aller geteilt. Jüdische Vereinigungen, selbst zionistische, riefen ihre Mitglieder auf, sich als Freiwillige zu melden.

So appellierte der Jüdische Centralverein: "Glaubensgenossen! Wir rufen Euch auf, über das Maß der Pflicht hinaus, Eure Kräfte dem Vaterland zu widmen! Eilet freiwillig zu den Fahnen!"

Dieser Patriotismus ist auf vielerlei Art nachgewiesen und für uns heute nur schwer nachvollziehbar und zugänglich. Wie tief muss Deutschland als Vaterland von den deutschen Juden verstanden und gelebt worden sein, dass sie fast bis zur Blindheit zur Pflichterfüllung mahnten.

Gestatten Sie, Anrede, dass ich an dieser Stelle nur auf den 1. Weltkrieg eingehe. Ich darf auf das Ausstellungshandbuch "Deutsche Jüdische Soldaten" des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes hinweisen. Diese Ausstellung hat den jüdischen Beitrag von der Emanzipation bis zu den Weltkriegen herausragend dargestellt und ich darf mich erneut bei allen Beteiligten sehr herzlich dafür bedanken, dass es gelungen ist, diese Ausstellung durch ganz Deutschland zu schicken und nachhaltig bewusst zu machen, dass es immer eine jüdische Beteiligung gegeben hat.

Hunderttausend meldeten sich daher zur Front und wie ihre christlichen Kameraden kämpften sie auf allen Kriegsschauplätzen - beim Heer, bei der Marine, in der Kaiserlichen Schutztruppe und auch bei der kleinen Luftwaffe. Unter ihnen der Reichstagsabgeordnete Dr. Ludwig Frank, darunter auch der mit dem höchsten Orden des Kaisers „Pour le mérite“ ausgezeichnete Jagdflieger Wilhelm Frankl, der zu den Pionieren der deutschen Jagdfliegerei gehörte. Jeder dritte Jude war dekoriert worden, der jüngste Kriegsfreiwillige war der 13jährige Bar Mitzwa Joseph Zippes, der sich unerkannt unter die Kriegsfreiwilligen gemischt hatte. Ihm wurden beide Beine abgeschossen. Für mich als Hannoveraner ist noch in eigener Erinnerung mein Kollege, der Rechtsanwalt

Dr. Horst Berkowitz. Herr Berkowitz ist der "echte" jüngste Kriegsfreiwillige mit damals 16 Jahren. Er trug eine schwere Kopfverletzung davon, die mit einer Metallplatte verdeckt wurde. Wir Hannoveraner kennen ihn zeitlebens auf dem Fahrrad mit einer lederen Motorradkappe und von allergrößter Schwerhörigkeit, die er bei Gericht sehr gut einzusetzen vermochte. Wenn ihm etwas nicht behagte, stellte er sein Hörgerät schlicht ab. Berkowitz überlebte die Nazizeit nur dadurch, dass er im November 1941 bei der Deportation nach Riga stolz und offen sein goldenes Verwundetenabzeichen trug und deswegen von einem SS-Mann vor der Abfahrt aus dem Zug genommen wurde.

Die Bereitschaft, das Land, in dem man lebt, mit der Waffe zu verteidigen, ist im Allgemeinen ein zuverlässiger Beweis dafür, dass man dieses Land als sein Vaterland empfindet. Als am 01.08.1914 der 1. Weltkrieg ausbrach, meldeten sich viele Männer freiwillig, Juden wie Christen, aus allen Berufen, Schüler, Studenten. Von den im Studenten-Kartell-Konvent organisierten 1100 jüdischen Studenten waren es 991, die spontan zu den Meldestellen eilten.

Der von mir bereits erwähnte Dr. Ludwig Frank hätte mit seinen 40 Jahren nicht einrücken müssen und als Reichstagsabgeordneter schon gar nicht. Er zog aber gleich ins Feld und scherzte noch in einem seiner Briefe aus Frankreich: "Ich stehe an der Front wie jeder andere und ich weiß nicht, ob die französischen Kugeln meine Immunität auch achten. Jetzt ist für mich der einzig mögliche Platz hier in Reih und Glied ..." Frank fiel am 03.09.1914 bei Luneville.

Von den 96.000 jüdischen Soldaten, 10.000 hatten sich freiwillig gemeldet, wurden mehr als 2.000 zu Offizieren befördert, 19.000 zu Unteroffizieren. 35.000 Soldaten jüdischen Glaubens erhielten Orden und Ehrenzeichen. 12.000 fielen. Viele der Gefallenen sind auf Kriegsdenkmalen verewigt, die in jüdischen Gemeinden, auf Friedhöfen oder in Predigthallen stehen. Ein wichtiges Nachschlagewerk ist für mich immer wieder das Gedenkbuch des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten über die jüdischen Gefallenen des ersten Weltkrieges.

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

MICHAEL FÜRST,
EHRENVORSITZENDER DES
BUNDES JÜDISCHER SOLDATEN

18. November 2007

www.kas.de

Der weit über die durchschnittlichen Zahlen hinausgehende jüdische Kriegsbeitrag hielt antisemitische Agitatoren allerdings nicht von ihrer Propaganda ab.

"Überall grinst ihr Gesicht, nur im Schützengraben nicht", war ein hasserfüllter Slogan, der bereits während des Krieges die jüdische Leistung schmälern sollte, wenn er auch nachweislich falsch war.

Sie werden daher verstehen, Anrede, dass diese Tagung "Jüdische Soldaten in deutschen Armeen" auch für mich eine persönliche Genugtuung darstellt, gerade weil ich auch als erster jüdischer Nachkriegsgeborener zur Bundeswehr gegangen bin und damit bereits vor 40 Jahren gezeigt habe, dass es ein Miteinander nur geben kann, wenn man gemeinsame Werte hat. Werte, die man 1914 noch hatte, die aber 1918 nach dem verlorenen Krieg schnell verraten wurden. Mein Großvater hätte jeden verständnislos angesehen, der ihm gesagt hätte, dass er sein Land in einem weiteren Krieg nicht mehr verteidigen dürfte, weil er Jude ist. So ist mein Großvater wahrscheinlich immer noch ungläubig und fassungslos im KZ umgebracht worden.

Als ich mich auf meinen heutigen Beitrag vorbereitete, Anrede, griff ich zu meinen Erinnerungen aus meiner eigenen Bundeswehrzeit: Wehrpass, Fotos, Urkunden und Schriften, die ich aufgehoben hatte. Auch Unterlagen über antisemitische Vorgänge, die ich selbst erlebt hatte. Der gravierendste: Ein Hörsalleiter unseres Fähnrichlehrganges in Hammelburg, dessen Namen ich noch sehr gut in Erinnerung habe, bezeichnete sich mir gegenüber selbst als Antisemit, nachdem ich ihn auf einige merkwürdige Aufsatzthemen angesprochen hatte. Gegen mich persönlich habe er zwar nichts, aber seine Familie sei seinerzeit in den deutschen Osten gegangen, um deutsches Blut dort anzusiedeln. Und alles was man dann erlebt habe, habe man dem Weltjudentum zu verdanken. Wie gesagt, gegen mich persönlich, als deutschen Juden, habe er nichts. Mich diesem Urteil zu unterwerfen war mir zu riskant. Das erinnerte mich an Erzählungen meines Vaters aus dem KZ Riga. Auch sein Aufseher hatte nichts gegen

ihn persönlich, er stand quasi unter seinem Schutz, aber gleichwohl zögerte er nicht, ihn halb tot zu schlagen, wenn es aus seiner Sicht notwendig wurde.

Aus heutiger Sicht interessant, dass ich schon damals ein gewisses Gespür, in keiner Weise durch meine Eltern vorgeprägt, ganz im Gegenteil, entwickelt hatte. Wer mich kennt, weiß, dass ich mit solchen Zuweisungen auch nach 30jähriger Verbands-tätigkeit äußerst zurückhaltend bin, mir in jüdischen Verbänden mit dieser Zurückhaltung eher weniger Freunde gemacht habe. Ich will nicht verhehlen, dass meine Hörsaalkameraden nicht unglücklich waren, als dieser Hauptmann als Hörsalleiter abberufen wurde, ohne eigentlich zu wissen, wem sie das zu verdanken hatten.

Wie viel Unverständnis habe ich im Zentralrat der Juden für mein Bekenntnis zu diesem Land und seiner Bundeswehr geerntet. Und auch heute noch ist das Verhältnis vieler "Verbandsfürstinnen und -fürsten" zu Deutschland einerseits und zur Bundeswehr im Besonderen sehr ambivalent, zurückhaltend, vielfach negativ.

Das Wichtigste, was mir aber bei der Vorbereitung für die heutige Veranstaltung in die Hände fiel, war ein Fotoalbum meines vor einigen Jahren in Los Angeles verstorbenen Cousins Fred Fürst, der wusste, dass seine Fotos bei mir in guten Händen sind. Ein Familienalbum, das unter anderem Fotos meines Großvaters Max Fürst enthielt und seiner Brüder enthielt, die im 1. Weltkrieg gemacht worden waren.

Mein Großvater, geboren 1883 hatte 5 Brüder und zwei Schwestern. Einer der Brüder starb bereits mir vier Jahren, die anderen, geboren 1874, 1876, 1878 und 1893 haben sämtlich im ersten Weltkrieg gedient. Ich habe leider keine Möglichkeit gehabt, von ihnen persönlich etwas zu erfahren, mit Ausnahme von Berthold, der im hohen Alter in den USA verstorben ist. Onkel Isi habe ich als Kleinkind noch persönlich erlebt. Er war Rechtsanwalt in Mönchengladbach. Ich habe keine direkte Erinnerung mehr an ihn. Onkel Isi steht nicht, er posiert vielmehr auf der Feldpostkarte, die am 02.12.1914 in

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

MICHAEL FÜRST,
EHRENVORSITZENDER DES
BUNDES JÜDISCHER SOLDATEN

18. November 2007

www.kas.de

Koblenz gestempelt wurde und diente offensichtlich in einem Ersatzbataillon des Landwehrinfanterieregimentes Nr. 25. Mit glänzenden Stiefeln, einer schicken Reiterhose, eine Zigarre in der linken Hand und die rechte locker in der Hosentasche. Von Onkel Isi liegen mir noch weitere Fotos vor. Er ist der fotogenste von allen gewesen. Ein wunderschönes Bild von Onkel Isi mit Pickelhaube und deutschem Adler. Es haben zwar alle den Schnauzer, aber meinen Schnurrbart habe ich offensichtlich von Onkel Isi genetisch abbekommen und nicht umsonst haben wir beide den selben Beruf erlernt. Von der einen Postkarte aus Koblenz hatte ich schon berichtet. Mir liegt noch ein weiteres Foto vom 21.03.1917 vor, mit der er seine neue Adresse bekannt gibt. Der Unteroffizier Fürst befindet sich zu dem Zeitpunkt in dem Hotel Folder in Siegburg, wenn ich das richtig gelesen habe.

Eine Seite später sind die Bilder von Sally Fürst. Auch er in einer schmucken Uniform mit glänzenden Knöpfen auf der Brust und Ärmeln und natürlich ebenso mit Bärtchen. Leider ergibt sich aus diesen Fotos nicht wann und wo es gemacht wurde. Scheinbar ist es bei einem professionellen Fotografen gefertigt worden. Es folgen dann die Fotos des angeheirateten Cousins, des Unteroffiziers Julius Rosenbaum. Julius Rosenbaum diente in Russland beim Reserveinfanterieregiment 224 und ich kann zwei Daten lesen, den 29.03.1917 und den 01.06.1917. Der Inhalt der Karten ist leider sehr schwer lesbar. Die Feldpostkarte vom 01.06.1917 ist an meinen Großonkel Herbert Fürst in Hildesheim gerichtet. Die Familie hatte in Hildesheim, Kurzer Hagen 12a, ein Kaufhaus mit dem Namen Bazaar Fürst. Mein Großvater hatte dieses Kaufhaus in Hannover begründet und die Dependance in Hildesheim leitete, wenn mein Vater mir richtig berichtet hat, sein Cousin Herbert. Das eine Foto zeigt ihn ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz gemeinsam mit zwei Kameraden, deren Namen ich leider nicht kenne.

Über ein besonders schönes Foto freue ich mich, weil es sich offensichtlich um einen Geburtstagsgruß meines Großvaters Max Fürst an seinen Neffen Siegfried Fürst, wiederum in Hildesheim Kurzer Hagen 12a

handelt. Dieser hatte am 27.05.1918 Geburtstag und die Feldpostkarte datiert vom 28.08.1918. Ich kann leider nicht mit Sicherheit sagen, welcher der Soldaten mein Großvater ist. Keine Zweifel habe ich bei der nächsten Karte, die einen handschriftlichen Vermerk trägt "Juli/August 1918". Mein Großvater ist dort offensichtlich Unteroffizier und Gruppenführer und schreibt wieder an seine Familie in Hildesheim. Verschickt hat er diese Karte am 02.09.1918 und er schreibt, dass er Ende der nächsten Woche (12.09.) nach Hause kommt und sich auf ein frohes Wiedersehen freut. Auf einem anderen Foto trägt mein Großvater stolz sein Eisernes Kreuz. Der Empfänger dieser und anderer Postkarten war der Gefreite Berthold Fürst. Ich hatte von ihm schon berichtet. Berthold war am 13.03.1893 geboren und von ihm habe ich zwei Postkarten. Eine Karte datiert von Juni 1916 und zeigt eine große Gruppe von Soldaten, sitzend oder stehend an bzw. in einem Teich, der zu einem Soldatengenesungsheim in Frankreich gehört und die andere Nachricht datiert vom 16.02.1917, gerichtet an seine Schwester und den Schwager in Menden in Westfalen. Kein Bild gibt es von einem Ereignis anlässlich eines jüdischen Feldgottesdienstes zu den Hohen jüdischen Feiertagen bei Verdun. Mein Großvater Max nahm hieran teil und plötzlich stand unerwartet neben ihm sein Bruder Berthold. Nur Zufall?

Anrede,

Das war nun der militärische Teil der Familiengeschichte Fürst, jedenfalls der deutsche militärische Teil. Der leider vor wenigen Jahren verstorbene Walter Fürst, Sohn von Berthold war dann bereits im 2. Weltkrieg in der amerikanischen Armee. Meine Familie war überwiegend ausgewandert, mit Ausnahme meiner Großeltern und meines Vaters, die es nicht mehr geschafft hatten, Deutschland zu verlassen. Mein Vater überlebte in Riga und kam zurück. Als meine Mutter starb und der Rabbiner für seine Trauerrede einige Informationen benötigte, fragte er meinen Vater, warum er nicht auch weggegangen sei. Für meinen Vater gab es aber niemals den ernstlichen Wunsch wegzugehen. Er gründete mit anderen Überlebenden, es waren ja nicht viele, nach

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

MICHAEL FÜRST,
EHRENVORSITZENDER DES
BUNDES JÜDISCHER SOLDATEN

18. November 2007

www.kas.de

dem Kriege die Jüdische Gemeinde Hannover und da bin ich nun heute der Vorsitzende und auch für mich ist es eine Selbstverständlichkeit, mich dazu zu bekennen, dass ich Deutscher bin, Deutscher jüdischen Glaubens.

Ach, lassen Sie mich noch eins erwähnen. Das Album enthält auch Fotos von Hermann Fürst, Hermann war der älteste Bruder meines Großvaters, geboren am 05.12.1874. Sie waren alle Kinder von Falk Fürst, einem Fruchthändler aus Frankenberg und von Florentine Lichtenstein. Mein Cousin Fred, von dem ich das Album geschenkt bekommen habe, teilt in diesem Album mit, dass Hermann Ende des 19. Jahrhunderts bei der Infanterie gedient hat und in Ludwigshafen stationiert war. Auf einer Feldpostkarte ist Hermann mit dem Bataillonsstab zu sehen. Ich erwähne Hermann deshalb, weil das Album auch zwei andere Fotos von ihm aufweist. Hermann Fürst fotografiert vor Buchenwald und einer anderer Hermann Fürst nach der Entlassung aus Buchenwald.

Und ich habe in dieses Album auch noch ein Original Telegramm hineingelegt, das nicht nur zeitgeschichtlich Bedeutung hat, sondern auch um den großen Bogen wieder herzustellen zu dem Fakt, dass mein Vater, 1922 geboren, kein Soldat mehr werden konnte.

Mein nichtjüdischer Großvater Adolf Klimt hatte sich von seiner jüdischen Ehefrau nicht scheiden lassen. Er wurde deshalb aus dem Schuldienst als Lehrer entlassen, wurde später für die Organisation Todt zwangsverpflichtet und erhielt am 01.02.1945 in Wuppertal ein Telegramm aus Königslutter am Elm, das war der Wohnsitz seines Vaters, bei dem sich meine jüdische Großmutter aufhielt:

"Sofort kommen. Mama muss gleich fort"

Fort hieß: fort in ein Konzentrationslager.

Ein Telegramm meiner Tante, die wie meine Mutter und ihre dritte Schwester als sogenannte Halbjüdinnen mit viel Glück überlebten.

Meine Großmutter Henny kam nach Theresienstadt und überlebte dort.

Sie alle haben das notwendige Vertrauen in diesen Staat gesetzt, zu Recht.

Herzlichen Dank, dass Sie mir zugehört haben.